

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 42

Artikel: Lebe wann du willst [Fortsetzung]
Autor: Sagunt, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebe wenn Du willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Sechste Fortsetzung

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

Mr. Benn's Sehnsucht.

Mr. Benn, der angestellte Sekretär des Ten-Clubs, schlief in dieser Nacht nicht. Ruhelos wanderte er in den beiden kleinen Zimmern umher, die man ihm im Clubgebäude als Wohnung eingeräumt hatte.

Wenn Bob Gardener sich etwas zugute darauf tat, den Vortrag des Medicus abgehört zu haben, so muß gesagt werden, daß Mr. Benn diese gute Idee schon längst verwirklicht hatte. Für ihn bedurfte es allerdings nicht jener technischen Vorbereitungen, die der Journalist zu treffen hatte. Alle Räume des Clubs waren durch ein Haustelesystem miteinander verbunden. Er brauchte bei Gelegenheit nur ein besonders starkes Mikrophon in den Apparat im Sitzungssaal einzubauen und die Verbindung zu seinem Zimmer herzustellen, um alles abhören zu können, was die würdigen Mitglieder des Ten-Clubs dort verhandelten. Zu dieser Indiskretion war Mr. Benn leider genötigt, da die Statuten seine Teilnahme an den Sitzungen nicht vorsahen.

Es war nicht platte Neugier, die den Sekretär zum Lauscher machte. M. Benn hatte eine tragische Leidenschaft für alles Abenteuerliche und Geheimnisvolle. Aber er war der Sohn eines braven, nüchternen und armen Bankangestellten und unter diesen Umständen ist es selbst in England schwer, in jene Regionen aufzusteigen, wo man es sich leisten kann, Abenteuer und Geheimnissen nachzugehen. Als Mr. Benn sich um die ausgeschriebene Stelle eines Sekretärs des Ten-Clubs bewarb und sie erhielt, nahm er das als ein Geschenk des Himmels. Denn nun kam er in die unmittelbare Nähe von Leuten, deren Lebenselement das Abenteuerliche und Geheimnisvolle war. Ingeheim hoffte er, daß eines Tages einer dieser Forschungsreisenden oder Gelehrten ihn in seine Dienste und mit auf seine Fahrten nehmen würde.

Aber in den drei Jahren, die Mr. Benn jetzt in seiner Stellung war, hatte sich diese Hoffnung nicht erfüllt. Im Gegenteil, sie hatten ihm immer deutlicher gezeigt, daß zwischen den ehrenwerten Mitgliedern des Clubs und seinem Sekretär eine unübersteigbare und undurchdringliche Mauer stand. Man behandelte ihn höflich, wie es bei Gentlemen selbstverständlich war, aber man ließ ihn keine Minute vergessen, daß er ein Angestellter war — nicht anders als der würdige Haushofmeister, der für das leibliche Wohl der Mitglieder zu sorgen hatte.

Allmählich hatte sich in der Seele dieses Mr. Benn ein abgründiger Haß gegen den Club und seine Mitglieder eingenistet. Er war jung, er war intelligent, er hatte eine brennende Sehnsucht nach all dem, was jene im Ueberfluß hatten — und er mußte sich durch einen kleinen, schäbigen Betrug sogar die Teilnahme an den Vorträgen erschleichen, in denen von all den atemberaubenden Erlebnissen berichtet wurde, die die Clubmitglieder auf ihren Entdeckungsreisen hatten. Und nur allzudeutlich sah Mr. Benn, was allein ihm den Weg versperrte: seine Armut! Und bald war er von dem Gedanken besessen, sich Geld zu verschaffen, viel Geld, und um jeden Preis. Er sehnte die Stunde herbei, wo er dem Club den Dienst aufkündigen konnte, um auf eine eigene Expedition zu ziehen. Wenn er dann zurückkehrte, würden sich ihm die Tore des Ten-Clubs wieder weit öffnen — aber diesmal als seinem Mitglied.

Jedesmal, wenn Mr. Benn nach einem abgelauschten Vortrag ruhelos in seinen beiden kleinen Zimmern auf und ab lief, überfiel ihn dieser Wunschtraum. Aber nie hatte er ihn stärker beherrscht als jetzt, da die Geschichte des Medicus Stobbs in seinem Hirn nachhallte. Dieses

Pulver, dessen Besitz die Möglichkeit gab, sozusagen den Tod zu prellen, welch ein Schatz war es doch! Und welch Geheimnis umschloß es. Vor allem aber: welche Macht gab es seinem Besitzer! Macht über den Tod...

Mr. Benn gehörte nicht zu denen, die sich aus der Gegenwart fortsehten in ein künftiges Leben, wie es das Zauberpulver verhielt. Aber er begriff, daß es genug Menschen auf der Erde gab, die diese Sehnsucht hegten. Und er wußte, daß sie den reich machen würden, der ihre Sehnsucht erfüllte...

Und reich zu werden war wiederum die Sehnsucht des Mr. Benn.

Das Pulver lockt.

«Mein Kind», sagte am andern Morgen Medicus Stobbs zu der Aertzin, die er in ihrem Behandlungszimmer aufsuchte, «wieviel Patienten kann dieses Haus aufnehmen?»

«Wenn es nötig ist, bis zu zwanzig. Aber warum fragen Sie, Medicus?»

Stobbs lächelte listig: «Es wäre möglich, Kollegin, daß ich selbst den Wunsch haben werde, einige Patienten hier einzuquartieren. Um die Wahrheit zu sagen, Cynthia: könnten Sie sich entschließen, Ihre jetzigen Klienten in den nächsten Wochen fortzuschicken? Natürlich soll Ihnen daraus kein materieller Schaden entstehen. Meine Patienten werden auch recht zahlungskräftig sein.»

Die Aertzin sah ihn erstaunt an: «Es handelt sich nicht darum, Medicus. Aber ich habe nun einmal die Verantwortung für meine Patienten übernommen und sie zum Gegenstand von Studien gemacht, die noch nicht abgeschlossen sind...»

«Schade!», sagte Medicus Stobbs bedauernd, dachte einen Augenblick nach, um dann fortzufahren:

«Unter diesen Umständen werde ich Sie nämlich in den nächsten Tagen verlassen müssen, Cynthia. Sobald ich im Haus gefunden habe, das meinen Absichten so sehr entspricht, wie Knokdrin ihnen entsprochen hätte.» Cynthia erschrak: «Aber warum denn, um Gotteswillen!»

«Unter anderem deshalb, weil ich mich von heute an vor Mr. Gardener in acht nehmen muß. Ich kann bei dem, was ich vorhabe, keine unnützen Augen, Ohren und Mäuler brauchen. Es ist schon genug, daß meine Hauptvertraute mit meinem Feind innigst befreundet ist. So viel kann Ihnen doch an den harmlosen Leuten, die sich hier herumtreiben, nicht liegen. Sie würden, glaube ich, mit dem Wechsel nicht unzufrieden sein. Was halten Sie zum Beispiel von Sir Rufus Kelby?»

«Der Nobelpreisträger?» rief Cynthia aus.

«Er nannte diesen Preis, um sich bei mir einzuführen. Ist das eine so große Sache?»

«Oh, gewiß! Kelby ist der größte Astronom der Welt! Er ist einer von denen, die bisher dem Geheimnis des Kosmos am nächsten gekommen sind.»

Stobbs nickte: «Ja, er scheint ziemlich versessen darauf zu sein, dieses Geheimnis zu lösen. Wußten Sie, daß er dem Ten-Club angehört? Er war der Mann, der fragte, ob von dem Pulver noch etwas vorhanden sei. Ich habe nach dem Essen ein kurzes, aber recht bedeutungsvolles Gespräch mit ihm gehabt. Würden Sie sich freuen, ihn kennen zu lernen? Ja? Dann erwarten Sie bitte uns beide heute Nachmittag zum Tee. Und überlegen Sie sich, ob es sich nicht doch lohnt, Ihren harmlos spleenigen Patienten den Laufpaß zu geben, wenn

Sie dadurch den Nobelpreis zum Hausgenossen bekommen...»

Und ehe Cynthia noch etwas fragen konnte, war er zur Tür hinaus und überließ die junge Aertzin ihren Gedanken.

Am Nachmittag kam Sir Rufus Kelby und wurde vom Medicus Stobbs an den Teetisch Cynthia's gebracht.

Sie hatte dieser Begegnung nicht ohne Herzklopfen entgegengesehen. Wie für jeden gebildeten Europäer ihrer Zeit stellten die Nobelpreisträger für sie eine geistige Elite dar, die hoch über allen anderen Menschen stand. Und wenn Dr. med. Cynthia Shell ihren allerverwegensten Traum träumte, dann sah sie sich selbst dem alten, riesengroßen König Gustav von Schweden gegenüber, der ihr das Diplom des Nobelpreises der Medizin aushändigte. Aber das träumte Cynthia nur ganz selten, und danach kam ihr ihre Arbeit ganz besonders nichtsagend und bedeutungslos vor.

Jetzt saß sie einem dieser Geistesfürsten gegenüber und stellte mit Staunen fest, daß dieser Mann vor ihr womöglich eine noch größere Scheu hatte als sie vor ihm.

Sir Rufus Kelby war ein kleiner zierlicher Herr in den Siebzigern. Alles an ihm war auf eine besondere Art adrett und ein wenig verschnörkelt, und obwohl er sich in seiner Kleidung nicht von seinen Mitbürgern unterschied, machte die ganze Gestalt einen etwas barocken Eindruck. Vielleicht lag es daran, daß seine weißen Locken beinahe bis auf seine Schultern fielen, oder auch nur daran, daß seine Hände und Füße für einen Mann außergewöhnlich klein waren.

Diese Weltberühmtheit saß auf dem Rand seines Stuhles, nippte verlegen an der Tasse Tee, die Cynthia ihm gereicht hatte und sprach mit so leiser Stimme, daß man ihm seine grenzenlose Verlegenheit anmerkte. Und doch war er derselbe Sir Rufus Kelby, der sozusagen das Firmament revolutioniert und Kopernikus, Kepler und Newton auf Fehlern in ihren astronomischen Berechnungen erwischt hatte. Seine Theorie der Existenz eines noch unbekannten Himmelskörpers, der auch für die riesigsten Fernrohre erst im kommenden Jahrhundert sichtbar werden würde, obwohl man seine Bahn genau berechnen konnte, hatte die Zustimmung aller Gelehrten von Rang gefunden und ihm den Nobelpreis eingetragen. Das britische Imperium war auf ihn fast so stolz wie auf den Admiral Nelson, und stolzer als auf Shakespeare.

Es war für Cynthia etwas mühevoll, mit ihm in ein Gespräch zu kommen, er war recht einsilbig, und seine Augen wanderten immer wieder hinüber zu Medicus Stobbs, der sich in aller Behaglichkeit den guten Dingen des Teetisches hingab. Schließlich bat er Cynthia, seine geliebte Pfeife anzustecken zu dürfen, lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück und sagte:

«Nun, liebes Kind, haben Sie sich die Sache überlegt? Wollen wir einen Ihrer Patienten gegen Sir Rufus Kelby eintauschen? Sir Rufus möchte nämlich nach Knokdrin ziehen.»

Cynthia erschrak: «Aber Sir Rufus kann doch unmöglich die Absicht haben, mein Patient zu werden!»

Stobbs lächelte: «Nein, Ihrer nicht, aber meiner... sozusagen! Ist's nicht so, Sir Rufus?»

Der kleine Mann mit dem berühmten Namen nickte eifrig: «Ja, Fräulein Doktor, es ist so. Das heißt, ich habe das unabweisbare Bedürfnis, einige Zeit in der unmittelbaren Nähe des Herrn Medicus zuzubringen. Da Sie, wie er mir sagte, sein Geheimnis kennen, so werden

(Fortsetzung Seite 1338)

Sie verstehen, welch grenzenlose Bewunderung ich für ihn hege. In der Tat, ich habe beschlossen. . . »

Er verstummte und warf einen schüchternen Blick auf den Medicus.

«Ja, sagen Sie es doch nur!», ermunterte ihn der. «Hören Sie, Cynthia, Sir Rufus ist der Dritte in unserem Bunde.»

«In was für einem Bunde?» fragte die Aertzin erstaunt.

Stobbs lachte dröhnend: «Haben Sie schon wieder vergessen? Wir beide wollten doch die große Reise ins künftige Jahrhundert antreten! Oder haben Sie es sich über Nacht wieder anders überlegt?»

«Neint!», rief Cynthia leidenschaftlich. Dann wandte sie sich an den Gelehrten:

«Und Sie wollen mit uns hundert Jahre schlafen?»

«Ja», antwortete Sir Rufus so leise, als müsse er sich seiner Antwort schämen.

«Aber warum denn nur?» fragte Cynthia. «Sie sind ein so berühmter Mann, Sie haben eine der größten wissenschaftlichen Entdeckungen aller Zeiten gemacht, die ganze Welt bewundert Sie — welchen Grund haben Sie, sich aus ihr fortzustehlen?»

Der Astronom lächelte: «Ich weiß, daß niemand mich verstehen wird. Bloß der da» — er wies auf Stobbs — «der hat mich sofort verstanden!»

«Lassen Sie mich versuchen, es Ihnen zu erklären. Ich darf vielleicht voraussetzen, daß Sie in großen Umrissen wissen, worum es sich bei meiner Entdeckung handelt. Ich habe einen bisher unbekannten Himmelskörper «er-rechnet». Ich habe mathematisch nachgewiesen, daß er vorhanden sein muß, welche Beschaffenheit er hat, wie seine Bahn verläuft — und warum wir bisher von seiner Existenz nichts gewußt haben. Mehr: ich konnte beweisen, daß erst im Jahre 2034 die Möglichkeit eintritt, ihn durch das Fernrohr zu beobachten, ihn zu photographieren, seine Spektralanalyse vorzunehmen und so weiter. Meine Berechnungen sind von allen meinen Fachkollegen anerkannt worden, man hat sie hundertmal auf allen Universitäten und Sternwarten nachgerechnet — sie sind unanfechtbar!

Alle Welt glaubt heute an den Himmelskörper «2034», ich ihn getauft habe — nur ich, sein Entdecker, glaube nicht an ihn! Das heißt: mit dem Verstand wohl, aber nicht mit dem Herzen. Mein Herz sehnt sich nach einem anderen Beweis für diesen unbekannten Stern im Kosmos, als ihn Kurven und Logarithmentafeln zu erbringen vermögen. Mein Herz, um es klar zu sagen, sehnt sich danach, meinen neuen Stern zu . . . sehen! Erst dann wird es an ihn glauben.

Ich weiß nicht, wie weit ein anderer Mensch das nachfühlen kann, ich weiß nur, daß ich im Begriff war, an dieser Sehnsucht zugrunde zu gehen. Ich kam mir vor wie Moses, als der Herr zu ihm sprach: «Gehe auf den Berg Nebo und sieh hinab in das Land, das ich den Kindern Israel geben werde. Doch wirst du es nur mit deinen Augen schauen, hineinkommen aber wirst du nicht!» Ich habe mein Kanaan, meinen neuen Stern, vom Gipfel der Wissenschaft aus gesehen, aber er wird nie in meinen Nächten strahlen. Wie Kanaan für Moses, so ist er für mich nichts als eine Fata morgana, eine Wunschspiel-gelung.

Und keine Möglichkeit, diese Tücke des Schicksals zu bestegen! Selbst wenn ich die Kraft hätte, allein durch Anstrengung des Willens das höchste Alter zu erreichen, das bisher einem Menschen beschieden gewesen ist, würde ich das Ziel meiner Sehnsucht nicht erreichen. Eines Tages, wenn meine Gebeine längst vermodert wären, würde mein Stern am Himmel dieser Welt aufgehen. Andere würden ihn sehen, ihn studieren — vielleicht würde man sich meiner erinnern und ihm sogar meinen Namen geben — was hätte ich davon? Ich wäre lange vorher in die Grube gefahren, und mein Herz hätte nie an das ge-laubt, was mein Kopf errechnet hat.»

Sir Rufus schwieg eine Weile, und niemand von den anderen sprach.

«Da kam der Abend, an dem Medicus Stobbs im Ten-Club sprach!», nahm der Gelehrte wieder das Wort. «Können Sie sich meine Gefühle vorstellen, als er uns mitteilte, er sei im Besitze des Mittels, das menschliche Leben gleichsam zu rationieren, es für diejenigen Zeiten aufzusparen, in denen zu leben es sich lohnt?

Ich saß den ganzen Abend über wie auf Kohlen. Medicus Stobbs hatte angedeutet, daß er noch im Besitze eines kleinen Vorrats der wunderbaren Droge sei. Er mußte mir davon abgeben, genug um das Jahr 2034 im Schlaf zu erreichen.»

Da unterbrach ihn Medicus Stobbs: «Sie wissen, Cynthia, daß ich schon am Abend des Vortrages im Ten-Club die Absicht geäußert habe, das Experiment an mir zu wiederholen, dieses Jahrhundert wieder zu verlassen, sobald ich alles Interessante an ihm kennengelernt habe. Ich bot Ihnen und Ihrem Freunde Gardener an, mich auf meinem Wege in die Zukunft zu begleiten — weil ich nicht allein sein wollte, wenn ich wieder erwachte. Aber ich hatte dabei noch einen anderen Gedanken, einen Plan, der mir im Gespräch mit Sir Rufus gekommen ist. Als er mir sein brennendes Verlangen schilderte, des Wunders seiner Droge teilhaftig zu werden, um den Anfang seines Sternes zu erleben, packte mich plötzlich das Bewußtsein dessen, daß mich das Schicksal zum Ver-walter eines unschätzbaren Gutes gemacht hat, für dessen

Verwendung ich vor meinem eigenem Gewissen die Ver-antwortung trage.

Dieses Gefühl ist noch vertieft worden durch das Ver-halten Ihres Freundes Gardener. Er glaubt nicht an mein Wunder — nun, darin hat er vielleicht recht, denn wel-che Beweise konnte ich bisher geben? Aber was schlim-mer ist: er will gar nicht in einer anderen Zeit leben, Cynthia. Er ist ein Mensch der Gegenwart, das Leben, in dem er lebt, gefällt ihm, es scheint ihm keinen Augen-blick langweilig zu sein. Und ich frage mich, ob ich das Recht hätte, einem solchen Menschen von dem Pulver mitzuteilen, selbst wenn er bereit wäre, davon Gebrauch zu machen?»

«Fürchten Sie nichts, Cynthia!», fügte er schnell hinzu, als er sah, wie sehr sie erschrak, «was ich einmal ver-sprochen habe, nehme ich nicht wieder zurück. Wenn Ihr Bob will, wird er Sie in die Zukunft begleiten. Aber mit dem Rest meines Pulvers werde ich vorsichtig umgehen. Es soll nur da angewandt werden, wo es etwas schaffen kann, was vor meinem Gewissen zu bestehen vermag. Sir Rufus wird es, dessen bin ich sicher, die Krönung seines arbeitsreichen Lebens bringen, wenn er nach hun-dert Jahren seinen Stern am Firmament erstahen sieht. Es wird ihm mehr bedeuten, als selbst der Nobelpreis — die kleine Prise des kostbaren Pulvers wird wohl ange-wandt sein! Und nun will ich auf die Suche gehen nach Menschen, denen mein Pulver ein ähnliches Glück ver-schaffen könnte oder eine Erfahrung, die der ganzen Menschheit zugute käme.

Ich will es nicht gar zu sehr dem Zufalle überlassen, welcher Art unsere Reisegenossen in die Zukunft sein sol-len. Es werden nicht lauter Nobelpreisträger sein kö-nen. Um ganz ehrlich zu Ihnen zu sein, Sir Rufus, all Ihre Berühmtheit hätte mich nicht veranlaßt, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Aber ich habe in Ihrem Wesen etwas gefunden, was ich immer als das Höchste im Men-schen empfunden habe: die große Sehnsucht! Die Sehnsucht, die das Ziel adelt, mag es auch nicht so strahlend sein wie Ihr Stern, lieber Freund, Menschen, die diese Sehnsucht haben, sollen unsere Weggenossen sein. Sie werden mich verstehen, liebe Cynthia, denn Sie selbst sind solch ein Mensch!»

Die junge Aertzin erröte. «Ja», murmelte sie, «ich habe eine große Sehnsucht nach Ihrem Pulver, Medicus. Ich weiß nur nicht, warum . . . »

«Nur Ihr Verstand weiß es nicht, Fräulein Shell», warf der Astronom ein. «Ihre Seele weiß es. Eines Tages wird es Ihnen zum Bewußtsein kommen. Vielleicht erst . . . wenn wir wieder erwachen.»

«Und jetzt, liebe Cynthia!», nahm der Medicus wieder das Wort, — «werden Sie verstehen, warum ich Ihnen den Vorschlag machte, Ihre bisherigen Patienten zu ver-lassen. Haus Knokdrin soll höheren Zwecken dienen, als liebenswürdigen Spleenigen ein komfortables Sanatorium zu sein. Wir wollen es gleichsam zum Wartesaal für die-jenigen machen, die mit uns den Zug in die Zukunft neh-men wollen. Es wird einiger Vorbereitungen bedürfen, ehe die Reise losgehen kann. Und es gilt, noch andere Passagiere zu werben: Leute der verschiedensten Art, da-mit wir uns später nicht langweilen. Hier im Haus Knokdrin sollen sich die Geworbenen vor der Welt ver-bergen und sich aneinander gewöhnen: die Wartezeit soll gleichzeitig eine Probezeit sein.

Sir Rufus ist der erste, der eine Fahrkarte ins kom-mende Jahrhundert gelöst hat. Andere werden folgen, so vorsichtig und geheim wir auch die Werbung betreiben müssen. Wollen Sie Ihr Haus Knokdrin uns zur Ver-fügung stellen, Cynthia?»

«Ja, das will ich!», rief die Aertzin begeistert. Dann ging sie auf den Astronomen zu und schüttelte ihm die Hand.

«Seien Sie mir willkommen, Sir Rufus! Das beste Zim-mer des Hauses steht von morgen ab zu Ihrer Ver-fügung.»

Gardener fliegt nach Indien.

Um die gleiche Zeit trat Bob Gardener in das Arbeits-zimmer Lord Burrys, des Zeitungskönigs.

Man mußte schon eine sehr gute Nummer beim Chef haben, um direkt bei ihm vorgelassen und nicht durch einen der Direktoren abgefertigt zu werden. Aber dem «besten Reporter Englands» stand seine Tür jederzeit offen.

«Hallo, Gardener!», empfing ihn der Lord, dessen schlanker, sportgestalteter Figur niemand die zweiund-siebzig Jahre angesehen hätte, trotz seiner schneeweißen Haare. «Was gib's, mein Junge? Wollen Sie sich schon wieder über das Joch beklagen, das ich in Form der «Sunday Sensation» auf Ihren freheitsgewöhnten Nak-ken gelegt habe? Noch sechs Wochen, mein Lieber! Nicht einen Tag länger, ich verspreche es Ihnen! Und dann so-fort in die Mandschurei mit Ihnen!»

«Ich komme, Lord Burry, um Ihnen zu sagen, daß die Verhältnisse mich zwingen, meinen Posten sofort zu ver-lassen. Ich kann weder die «Sunday Sensation» weiter redigieren, noch für Sie nach der Mandschurei fahren.»

Der Lord runzelte die Stirn: «Was zum Teufel ist mit Ihnen los, Gardener? Vergessen Sie, bitte, nicht, mein Lieber, daß wir einen Vertrag miteinander haben. Wenn die Konkurrenz Sie mir wegschnappen will, so mag sie ge-fälligst warten, bis dieser Vertrag abgelaufen ist. Und wenn sie mehr bietet . . . Gardener, es wäre lächerlich,

wenn Sie deshalb gehen wollten. Wie hoch man Sie auch irgendwo bewerten mag, ich schätze Sie höher ein!»

Gardener machte eine Verbeugung: «Sehr ehrenvoll für mich, Lord Burry! Und ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich einer Geldsumme wegen, wie hoch sie auch sein möge, nicht den Vertrag mit Ihnen lösen würde. Aber es gibt Zwangslagen . . . ich werde meine Zeit in den nächsten Wochen für mich brauchen.»

«Nehmen Sie Urlaub, Gardener! Ich glaube, wir sind Ihnen ohnehin welchen schuldig.»

Der Journalist schüttelte den Kopf: «Danke, Lord Burry, aber es hat keinen Zweck. Ich kann nicht ab-sehen, wie lange dieser Urlaub dauern müßte. Ich bin da hinter einer Sache her, die alle meine Gedanken und all meine Kraft fressen wird. . . »

«Fangen Sie sie und bringen Sie uns! Ich bin über-zeugt, es wird eine Sensation werden.»

«Ja . . . vielleicht . . . ich weiß es noch nicht. Jeden-falls muß ich mich sofort auf die Reise machen. Und da ich über den Ausgang im Ungewissen bin, kann ich die Zeitung nicht mit den Spesen belasten.»

Der Lord lachte: «Was, Gardener, Sie wollen eine Reise auf Ihre eigenen Kosten antreten? Das haben Sie seit zehn Jahren nicht mehr getan, und ich bin überzeugt, es wird Ihnen nicht gut bekommen. Nein, alter Junge, das gib's nicht! Hier» — der Lord nahm ein leeres Checkformular aus dem Schreibtisch und hieb seinen Na-men darunter — «schreiben Sie hinein, was Sie für not-wendig halten. Und glückliche Reise! Nur sagen Sie mir noch schnell: wer könnte Sie bei der «Sunday Sensation» am besten vertreten?»

«Oh, ich denke Sewell ist ganz allright. Aber Sie wis-sen ja nicht einmal, wohin ich reisen muß, Lord Burry!»

«Ist mir auch ganz schnuppe. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, Gardener, daß, wo immer Sie auch hinfahren, dort etwas los sein wird, was wir für die Zeitung brau-chen können. Glückliche Reise. . . »

Als Gardener aus dem Zimmer des Lord kam, ging er ans nächste Telephon, rief den Flugplatz Croyden an und belegte einen Platz in dem am folgenden Tage star-tenden Flugzeug nach Indien. . .

Drei Tage, nachdem Gardener London verlassen hatte, stieg sein Flugzeug auf dem Schad-el-Arab bei Basra auf, um die letzte Etappe des Fluges London—Karachi zu-rückzulegen. Es war ein riesiger, dreimotoriger Hydro-plan, dessen Propeller sich donnernd in die vor Hitze flimmernde Luft Mesopotamiens fraßen.

Gardener war der einzige Passagier, und er freute sich dessen. Die beiden Piloten draußen auf dem Führersitz und der Bordfunker in seiner kleinen Kabine störten ihn so wenig im Nachdenken, wie das kleine Gebirge von Postsäcken, die im hinteren Teil des Flugzeugs aufge-stapelt waren.

Und Gardener dachte viel nach. Seine Gedanken kreis-ten unermüdet um die gleiche Frage: warum in aller Welt er jetzt eigentlich im Flugzeug nach Indien saß!

«Um diesen Schwindler, den Stobbs, zu entlarven!», sagte eine Stimme in ihm. Aber eine andere antwortete: «Woher weißt du denn, daß er ein Schwindler ist? Du müchtest gern, daß es so sei, Cynthia wegen — aber das ist doch noch kein Beweis!»

«Pah, Beweis!», höhnte die erste Stimme wieder, «bei einem Journalisten kommen die Beweise immer erst hin-terher. Meine Spürnase sagt mir, daß der Kerl ein Schwindler ist. Natürlich keiner von der gewöhnlichen Sorte, ein Edelschwindler sozusagen. Vielleicht sogar einer von jenen ganz gefährlichen, die an ihren eigenen Schwindel glauben.»

«Aber in London hast du nichts Verdächtiges gegen ihn gefunden, nicht wahr?» bohrte die erste Stimme von neuem.

Nein, er hatte in London nichts Verdächtiges gefun-den. Er hatte sich in den letzten vierundzwanzig Stun-den, die ihm vor dem Abflug noch blieben, in dem Ar-chiv der ehemaligen Ostindien-Kompagnie vergraben und dort nach Angaben über Senderabad und den Me-dicus Stobbs gesucht. Aber die Ausbeute war spärlich ge-wesen, und wenn sie nicht für den Medicus sprach, so ge-wiß auch nicht gegen ihn. Alles, was sich vorfand, be-stätigte lediglich die Tatsache, daß ein Medicus Josiah Stobbs tatsächlich in Diensten der Ostindien-Kompagnie gestanden hatte und einige Zeit im Gebiete von Sendera-bad stationiert gewesen war. Dann verschwand er aus den Akten, ohne daß Gardener irgendeinen Vermerk darüber finden konnte, aus welchen Gründen er aus den Diensten der Kompagnie schied und wo er geblieben war. Das alles und noch viel mehr mußte er nun in In-dien zu ergründen suchen. Dabei wollten die Zweifel nicht verstummen, ob sein ganzes Unternehmen einen Sinn habe.

Wenn Gardener für kurze Zeit aus seinen Gedanken erwachte, bereitete es ihm grimmige Freude, zu beob-achten, mit welcher Geschwindigkeit das Flugzeug seinen Weg machte. Man flog jetzt über der Küste von Oman, genau über der Linie, in der die langen, schweren Wogen des persischen Golfes auf den öden, gelben Sandstrand der arabischen Wüste rollten. In der Ferne wurde eine Halbinsel sichtbar: Ras-el-Djebel. Wenn man sie hinter sich hatte, war man über dem freien Meer, mit Kurs direkt auf Karachi.

(Fortsetzung folgt)